

Sonderdruck aus

Textgelehrte

Literaturwissenschaft und
literarisches Wissen im Umkreis
der Kritischen Theorie

Herausgegeben von
Nicolas Berg und Dieter Burdorf

Vandenhoeck & Ruprecht

ISBN 978-3-525-30049-7

Inhalt

EINLEITUNG

Nicolas Berg, Dieter Burdorf
Textgelehrsamkeit. Ein Denkstil und eine Lebensweise
zwischen Wissenschaft und Literatur 9

I. Voraussetzungen und Anfänge

Georg Lukács (1885–1971)

RELEKTÜRE

Gerhard Scheit
Der Gelehrte im Zeitalter der »vollendeten Sündhaftigkeit«.
Georg Lukács' *Theorie des Romans* und der romantische
Antikapitalismus 39

Ernst Bloch (1885–1977)

RELEKTÜRE

Dirk Oschmann
Erzählendes Denken – Denkendes Erzählen. Ernst Blochs *Spuren* 65

Max Horkheimer (1895–1973)

RELEKTÜRE

Susanne Zepp
Max Horkheimer: *Montaigne und die Funktion der Skepsis* 81

Siegfried Kracauer (1889–1966)

ESSAY

Mirjam Wenzel
Von Buchstaben, Träumen und Vorräumen.
Die »Close-Up-Perspektive« Siegfried Kracauers 91

RESPONDENZ

Silke Horstkotte
»Steinchen eines Mosaiks«. Siegfried Kracauer als Bildgelehrter 103

RELEKTÜRE

Dorothee Kimmich

Überleben im Niemandsland oder die Entdeckung raumzeitlicher
interzones. Siegfried Kracauers *Abschied von der Lindenpassage* 109

II. Wege

Walter Benjamin (1892–1940)

ESSAY

Bernd Auerochs

Text und Kommentar bei Walter Benjamin 125

RESPONDENZ

Markus Wiegandt

Zum Beitrag von Bernd Auerochs 139

RELEKTÜRE

Andreas B. Kilcher

Erlösung durch Spiel. Benjamin liest Kafka 143

Theodor W. Adorno (1903–1969)

ESSAY

Philipp von Wussow

Adorno über literarische Erkenntnis 159

RESPONDENZ

Detlev Claussen

Fußnoten zur Literatur. Zum Beitrag von Philipp von Wussow 185

RELEKTÜRE

Elisabetta Mengaldo

»Zuflucht vor der Totale«. Dialektik und Konstellationen
in zwei Texten der *Minima Moralia* 195

Leo Löwenthal (1900–1993)

ESSAY

Jan Süselbeck

Die Außenseiter sind die Lehrer. Leo Löwenthals Konzept
einer Sozialgeschichte der Literatur 215

RESPONDENZ

Hans-Joachim Hahn

Kunst als Residuum des Utopischen. Zum Literaturbegriff

Leo Löwenthals 233

Herbert Marcuse (1898–1979)

RELEKTÜRE

Toni Tholen

Herbert Marcuse: *Über den affirmativen Charakter der Kultur* 241

III. Auseinandersetzungen

Gershom Scholem (1897–1982)

ESSAY

Daniel Weidner

Lernen, Lesen, Schreiben. Gershom Scholem und

die ›jüdische Textgelehrsamkeit‹ 259

RESPONDENZ

Ottfried Fraise

Zum Beitrag von Daniel Weidner 281

Hannah Arendt (1906–1975)

ESSAY

Sigrid Weigel

Buchstäblichkeit. Walter Benjamins und Hannah Arendts

Denken auf den Spuren der Sprache 289

ESSAY

Irmela von der Lühe

Erzählen als ›Bewältigen‹. Hannah Arendt und die Dichtung 309

RESPONDENZ

Elisabeth Gallas

Zum Beitrag von Irmela von der Lühe 321

Erich Auerbach (1892–1957)

ESSAY

Galili Shahar

Auerbachs Narben. Der Monotheismus und die Frage der Literatur . . . 329

RESPONDENZ

Natasha Gordinsky

Zum Beitrag von Galili Shahar 353

IV. Anschlüsse

Hans Mayer (1907–2001)

ESSAY

Dirk Werle

Hans Mayer zwischen Wissenschaft und Kritik.

Zum Denkstil eines Außenseiters der Kritischen Theorie 361

RESPONDENZ

Anna Lux

Integration eines Außenseiters. Zum Beitrag von Dirk Werle 383

Peter Szondi (1929–1971)

ESSAY

Andreas Isenschmid

Peter Szondi. Portrait des Literaturwissenschaftlers als junger Mann . . 389

RESPONDENZ

Dieter Burdorf

Der letzte Textgelehrte. Bemerkungen zu Peter Szondi 409

RELEKTÜRE

Thomas Sparr

Peter Szondi: *Über philologische Erkenntnis* 427

Autorinnen und Autoren 439

Personenregister 443

Dorothee Kimmich

Überleben im Niemandsland oder die Entdeckung raumzeitlicher *interzones*

Siegfried Kracauers *Abschied von der Lindenpassage*

I. Die Rache der pornographischen Dinge

*Abschied von der Lindenpassage*¹ – so ist ein kurzer Text von Siegfried Kracauer aus dem Jahr 1930 überschrieben. Die Berliner Lindenpassage, die Kracauer hier nur noch aus der Erinnerung beschreibt, da nach der Sanierung nichts von ihrem alten Charakter übrig war, ist wie Walter Benjamins Pariser Passagen ein Ort im Untergrund oder besser am Rande der bürgerlichen Welt. Alles, was in dieser nicht gern gesehen wird, nistet sich dort ein: »Sie beherbergten das Ausgestoßene und Hineingestoßene, die Summe jener Dinge, die nicht zum Fassadenschmuck taugten.«² Die Auslagen der Läden dienen »körperliche[r] Notdurft« und der »Gier nach Bildern«.³ Es finden sich hier alte Brillen, Briefmarken, Reisebüros, Pornographisches, Anatomiemuseen, Andenkenläden (mit ebenfalls pornographischen Artikeln) und ein Weltpanorama:

Was die Gegenstände der Lindenpassage einte und ihnen allen dieselbe Funktion zuerteilte, war ihre Zurücknahme von der bürgerlichen Front. [...] Man exekutierte sie, wenn es möglich war, und konnten sie nicht ganz zerstört werden, so wies man sie doch aus und verbannte sie ins innere Sibirien der Passage. Hier aber rächten sie sich am bürgerlichen Idealismus, der sie unterdrückte, indem sie ihre geschändete Existenz gegen seine angemäßte ausspielten. Erniedrigt, wie sie waren, gelang es ihnen, sich zusammenzuscharen und im Dämmerlicht des Durchgangs eine wirksame Protestaktion gegen die Fassadenkultur draußen zu veranstalten. Sie stellten den Idealismus bloß und entlarvten seine Produkte als Kitsch.⁴

1 Siegfried Kracauer: *Abschied von der Lindenpassage*. In: ders.: *Werke*. Hg. v. Inka Mülder-Bach; Ingrid Belke. Bd. 5,3. Berlin 2011, S. 393–400.

2 Ebd., S. 394.

3 Ebd., S. 395.

4 Ebd., S. 398.

Die moderne Großstadt gleicht hier einem Schlachtfeld, auf dem mit allen Mitteln gekämpft wird; die bürgerliche Gesellschaft ist ein Terrorregime, das nur überlebt, weil es alles Unliebsame in die Verbannung – nach Sibirien – schickt oder in Ghettos wegsperrt, aus dem Zentrum verbannt oder dort einschließt. Von den Menschen ist offenbar kein Widerstand zu erwarten. Der Aufstand der Dinge wird der einzige Protest sein: Die ›an-stößigen‹ Dinge desavouieren den glatten Kitsch der Fassaden als Faschismus, sie provozieren und geben Anstöße zum Nachdenken.⁵ Sie sind lebendiger, als der ›bürgerliche Idealismus‹ es erlaubt, und dabei sind sie nicht nur – wie bei Walter Benjamin – Zeugen der Vergangenheit, sondern – viel schlimmer – auch solche der Vergänglichkeit: »Wir selber begegneten uns als Gestorbene in dieser Passage wieder.«⁶

Der Ton dieses Textes ist ungewöhnlich für Kracauer. An manchen Stellen geradezu pathetisch, an anderen fast unverständlich, ist der kurze Text aber vor allem von einer ungeheuren Wut erfüllt. Der Umbau der Passage wird beschrieben, als handle es sich um die Zerstörung einer Welt, einer ganzen Kultur, als sei es die Schändung eines Shtetls. Tatsächlich erinnert dieser Nicht-Ort, dieser ›Non-lieu‹⁷ avant la lettre, mitten in der Stadt an ein Ghetto, in dem sich die Entrechteten und Ausgestoßenen aufzuhalten haben. Die Passage ist ein »Heterotopos«⁸, an dem sich die Aussätzigen, die Wahnsinnigen und eben diejenigen Dinge aufhalten, die nicht nur keinen Platz mehr haben, sondern die auch in keine Zeit mehr gehören. Sie werden zu Recht als gefährlich eingestuft: Wer will sich schon als Gestorbener selbst begegnen?

Die verstörende Präsenz der Dinge lässt sich aber nicht einfach durch Wegsperrungen erledigen. Der Versuch, die Dinge in den Passagen zu verstecken und sie so hinter den glatten Fassaden der Häuser verschwinden zu lassen, misslingt. Die in sich geschlossenen Fassaden der Berliner Bürgerhäuser stehen im Sinne einer ›puren Fassade‹ bei Kracauer nicht nur für die Scheinwelt der faschistisch unterwanderten Republik, sondern zugleich auch für einen Typus von Philosophie, für eine Weltanschauung, die er als ›Idealismus‹, als ›bürgerlichen Idealismus‹ oder auch als ›konstruktiven Idealismus‹ bezeichnet.⁹ Ihre bauliche und stilistische Geschlossenheit, ihre undurchdringliche Oberfläche repräsentieren einen Gestus des Totalitären und der Exklusion,

5 Vgl. ebd., S. 398 f.

6 Ebd., S. 399.

7 Marc Augé: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit [frz. 1992]. Frankfurt/M. 1994.

8 Michel Foucault: Die Heterotopien [frz. 1966]. Frankfurt/M. 2005, S. 9–20.

9 Vgl. dazu auch Siegfried Kracauer: Edmund Husserl. In: ders.: Werke. Hg. v. Inka Mülder-Bach; Ingrid Belke. Bd. 5.3. Berlin 2011, S. 129 f.

der neben der Politik auch die Moral und die Philosophie seiner Zeit charakterisieren soll. Diese totalitäre Haltung, die nicht nur die Architektur, sondern auch die politischen Verhältnisse prägt, sorgt für die Verbannung der banalen Dinge des Lebens in die Passage. Die Passage und ihre vergessenen, alltäglichen Gegenstände formulieren einen massiven Einwand gegen den von Kracauer unter Totalitarismusverdacht gestellten Idealismus. Sie protestieren gegen einen Konstruktivismus, der sich als Naturgesetz ausgibt.¹⁰

Die Passage ist ein Ort der Ausschließung, aber zugleich kein Ort, an dem sich das lediglich Überflüssige ansammelt. Vielmehr ist die Passage der Ort oder auch der Anlass, über das Ausgeschlossene zu reflektieren. Dabei geht es nicht nur um Dinge, die vermeintlich nicht zu gebrauchen sind. Es geht um die abstrakte Operation des Aus- und Einschließens selbst, die jeder Form von zeichenhafter oder begrifflicher Bestimmung inhärent ist. Die Passage stellt die Frage, wie wir erkenntnistheoretisch und moralisch mit dem umgehen, was sich nicht auf den Begriff bringen lässt.

Kracauer denkt, wie viele seiner Zeitgenossen, strukturalistisch oder sogar eher in einer Form von differenztheoretischen Ansätzen. Jede Definition und jeder Begriff gelten dabei nicht nur als eine Bestimmung von etwas als etwas, sondern es wird diese Operation zugleich auch als ein Ausschluss gesehen. Das bedeutet für Kracauer aber nicht, dass Bestimmung selbst eine verfehlte Operation sei. Er ist kein romantischer Sprachskeptiker, der von der Aufhebung der Differenzen, vom Schweigen der Sprache träumt und Begriffe verabscheut. Allerdings ist ihm daran gelegen, das Unbestimmte als Kommentar des Bestimmten und umgekehrt das Bestimmte als Kehrseite des Unbestimmten zu lesen.¹¹

Kracauers Ruf nach einer *Errettung der äußeren Wirklichkeit* – so der Untertitel seiner 1960 erschienenen Filmtheorie – ist daher nicht nur eine medientheoretische oder filmhistorische Forderung. Vielmehr handelt es sich dabei um den theoretischen Versuch, die Operation begrifflicher und sprachlicher Bestimmung nur als Annäherung an die Wirklichkeit zu verstehen und nicht als deren Repräsentation. Dazu bedarf es bestimmter Techniken, die er eher in der Kunst oder auch in der Geschichtsschreibung findet als in der Philosophie. Am besten geeignet scheint ihm eine komplizierte und vorsichtig ausbalancierte Mischung unterschiedlicher Techniken, die er in verschiedenen Bereichen der Kunst, in Literatur, Photographie, Film und Geschichtsschreibung, aber auch in Architektur und Soziologie verbreitet sieht.

10 Vgl. Helmuth Lethen: Sichtbarkeit. Kracauers Liebeslehre. In: Michael Kessler; Thomas Y. Levin (Hg.): Siegfried Kracauer. Neue Interpretationen. Tübingen 1990, S. 195–228.

11 Vgl. dazu Martin Seel: Wie phänomenal ist die Welt? In: ders.: Paradoxien der Erfüllung. Philosophische Essays. Frankfurt/M. 2006, S. 171–189.

Etwas als ›etwas‹ zu sehen und zu erkennen bzw. zu benennen verlangt zugleich nach einer Operation, die das dabei *Übersene* zur Geltung bringen kann. Kracauers Lieblingsbeispiel, das er mehrfach in diesem Reflexionszusammenhang zitiert, stammt aus Marcel Prousts *Recherche du Temps perdu*: Es gibt dort eine Stelle, an der Marcel unbemerkt auf die Schwelle eines Zimmers tritt und dort verharret:

Was auf ganz mechanische Weise in diesem Moment in meinen Augen zustande kam, als ich meine Großmutter bemerkte, war wirklich eine Photographie. Wir sehen geliebte Wesen stets nur im lebendigen Zusammenhang [...]. Und wie ein Kranker [...] erblickte ich, für den meine Großmutter immer ein Teil meiner selbst geblieben war und der ich sie niemals anders als durch das Mittel meiner Seele erschaut hatte, [...] plötzlich in unserm Salon, [...] auf dem Kanapee sitzend, rot, schwerfällig, vulgär, krank, vor sich hindösend [...] eine alte, von der Last der Jahre gebeugte Frau, die ich gar nicht kannte.¹²

Die Großmutter ist als Großmutter höchst vertraut und doch zugleich als alte Frau für denjenigen, der auf der Schwelle verharret, absolut fremd. Beides schließt sich nicht aus, sondern gehört untrennbar zusammen, kann aber im Wort ›Großmutter‹ nicht zureichend ausgedrückt werden.

Zunächst geht es hier um eine Form der Verfremdung, der Entfremdung, also der verfremdeten Wahrnehmung, der ›Entautomatisation‹ wie Viktor Šklovskij sie nannte.¹³ Es handelt sich aber nicht nur im allgemeinen literaturhistorischen Sinne um einen ›Verfremdungseffekt‹, sondern auch um das, was in der philosophischen Tradition als *epochè* bezeichnet wird, um die praktisch und ästhetisch vorgeführte phänomenologische ›Einklammerung‹ von Welt. Sie setzt fundamentale Ordnungskategorien oder Signifika-

12 Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Bd. 2: Die Welt der Guermantes [frz. 1920/21]. Frankfurt/M. 1967, S. 1438 f.; vgl. Siegfried Kracauer: Theorie des Films. Die Errettung der äußeren Wirklichkeit [engl. 1960]. In: ders.: Werke. Hg. v. Inka Mülder-Bach; Ingrid Belke. Bd. 3. Frankfurt/M. 2005, S. 44–46. Auch andere literarische Beispiele werden angeführt. Über Prousts Kuss der Albertine heißt es: »Dergleichen Bilder erweitern unsere Umwelt in doppeltem Sinne: sie vergrößern sie buchstäblich; und eben dadurch sprengen sie das Gefängnis konventioneller Realität, Bezirke erschließend, die wir zuvor bestenfalls im Traum durchstreift haben.« (Ebd., S. 95)

13 »Um für uns die Wahrnehmung des Lebens wiederherzustellen, die Dinge fühlbar, den Stein steinig zu machen, gibt es das, was wir Kunst nennen.« Viktor Šklovskij: Theorie der Prosa [russ. 1925]. Frankfurt/M. 1984, S. 13. Vgl. dazu auch Carlo Ginzburg: Verfremdung. Vorgeschichte eines literarischen Verfahrens. In: ders.: Holztaugen. Über Nähe und Differenz [ital. 1998]. Berlin 1999, S. 11–41; vgl. zu technischen Innovationen und Verfremdung Jonathan Crary: Suspensions of Perception. Attention, Spectacle, and Modern Culture. Cambridge/Mass.; London 1999.

tionen, wie die von Vergangenheit und Gegenwart oder die von Subjekt und Objekt, zeitweilig außer Kraft. Sie beschreibt dabei nicht nur einen Prozess, der sich auf das Objekt und dessen neue Sichtweise bezieht, sondern zugleich auch einen, der das Subjekt selbst betrifft. Voraussetzung für eine gelungene *epochè* ist eine spezifische Selbstdistanzierung, ja fast so etwas wie eine momentane Selbstauslöschung; nicht nur das Objekt muss ›in Klammern gesetzt‹ werden, sondern auch das Subjekt. Das wahrnehmende Subjekt verbannt sich selbst aus dem Zentrum von Setzung und Deutung und stellt sich auf die Schwelle oder anders ausgedrückt: an die Peripherie der Szene. Die räumliche Konnotation und Organisation des in Prousts Text vorgeführten Verfahrens ist deutlich zu erkennen.

Das »tragende Ich«¹⁴ wird relativiert, an den Rand geschoben, auf die Schwelle gesetzt; es scheint sich im Prozess des aufmerksamen Registrierens von Dingen, Personen, Ereignissen zu verändern oder sogar zu verlieren.¹⁵ Kracauer verwendet dafür – wie übrigens auch Erwin Panofsky – den Begriff des *Self-Effacement*.¹⁶ Selbstauslöschung ist dabei aber weniger eine Form von präpostmodernem ›Selbstmord des Autors‹, sondern vielmehr eine Neukonstellation der Räume: Die Hauptfigur rutscht an den Rand. Die Erzählung zieht sich aus dem Zentrum des Geschehens zurück in Räume, die ein spezifisches ›Dazwischen‹ markieren. Man könnte diese Zustände oder Räume als raumzeitliche *interzones* bezeichnen, die eine spezifische Form von Wissen und Handeln ermöglichen.

Kracauer hat sich bis zu seinem Tod im Jahr 1966 mit diesem Problem von Beobachtung, Wahrnehmung, Verfremdung, Aufmerksamkeit und Bezeichnung intensiv auseinandergesetzt. Seine Frau bittet in einem Brief vom 30. März 1968 Hans Blumenberg um eine Erklärung einiger Notizen für sein Geschichtsbuch, die sie im Nachlass ihres Mannes fand und die wie folgt lauten: »Prof. Blumenberg has established a principle of the economy of intention. According to this principle, the intensive attention we pay to one problem precludes our close investigation of others.« Blumenberg antwortet Lili

14 Theodor W. Adorno: Der wunderliche Realist. Über Siegfried Kracauer. In: ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann. Bd. 11. Frankfurt/M. 1981, S. 388–408, hier S. 401.

15 Bei Paul Valéry gibt es eine Formulierung, die Ähnliches beschreibt: »Solange Dinge eine Bedeutung und sogar eine Form haben, befinden wir uns im Anthropomorphismus [...]«; was man erreichen sollte, wäre dagegen: »So wie wir uns dem Wirklichen eines Wortes nähern, indem wir es durch ständiges Wiederholen, und wäre es das vertrauteste Wort, wie ein fremdartiges Geräusch vernehmen [...]. So wie ein Tier es hört.« Paul Valéry: Cahiers 2. Frankfurt/M. 1988, S. 105. Vgl. auch Karl Löwith: Paul Valéry – Grundzüge des philosophischen Denkens. Göttingen 1971, S. 9–25.

16 Vgl. Siegfried Kracauer; Erwin Panofsky: Briefwechsel. Hg. v. Volker Breidecker. Berlin 1996, S. 180.

Kracauer am 16. April 1968, er habe mit Kracauer in diesem Zusammenhang die Husserl'sche Idee einer »erfüllten Anschauung« diskutiert und kritisiert. Sie sei ihnen als »hypertrophe Unendlichkeitszumutung erschienen«.¹⁷ Statt einer »erfüllten« Anschauung scheint Kracauer eher eine Form der »dynamischen«, »migrierenden«, »exterritorialen« oder ambivalenten Anschauung zu favorisieren. Die Ablehnung der Husserl'schen Konzepte steht im Zusammenhang mit dem immer wieder diskutierten Versuch, Geschichte als heterogene Zeitstruktur zu erfassen.

Kracauer hat sich nicht nur theoretisch, sondern auch literarisch mit diesen Problemen auseinandergesetzt und in seinem 1928 erschienenen Kriegsroman *Ginster* eine exemplarische Figur der Peripherie oder dieser Zwischenräume geschaffen.¹⁸ »Ginster« heißt die Hauptperson nach der Pflanze, die an Bahndämmen wächst, an den Orten, die keiner sieht, den Brachlandschaften der Großstädte, den Niemandsländern der modernen Welt. Allerdings sind diese »Non-Lieux« nicht wie diejenigen von Marc Augé Orte der postmodernen Entfremdung, der humanitären Obdachlosigkeit und der Alltagsmigration des entwurzelten Menschen. Vielmehr sind sie Orte des Überlebens: Sie liegen im wahrsten Sinne des Wortes nicht in der Schusslinie. Ginster überlebt den Ersten Weltkrieg, weil er in seinem persönlichen Niemandsland schlicht übersehen wird.

Auch Kracauers Lindenpassage ist ein solches rettendes Niemandsland im Sinne von *Ginster*, aber auch in dem von Georg Simmel und Jurij Lotman. Dessen Konzept der »Peripherie« weist ebenso wie die Simmel'sche »Grenzwüste« signifikante Ähnlichkeiten mit Kracauers Überlegungen auf.

II. Überleben im Niemandsland: Georg Simmel und Jurij Lotman

Das dynamische Verhältnis von Zentrum und Peripherie, Inklusion und Exklusion, Restriktion und Mobilität, Dynamik und Stabilität ist ein zentrales Theorem der Kultursemiotik von Jurij Lotman. Jurij Tynjanov, so kann man bei Lotman nachlesen, habe ihn auf »den gesetzmäßigen Zusammenhang aufmerksam [gemacht], der im strukturellen Unterschied zwischen

17 Die Originale der beiden unveröffentlichten Briefe befinden sich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar.

18 Vgl. Siegfried Kracauer: *Ginster*. Von ihm selbst geschrieben. In: ders.: Werke. Bd. 7. Hg. v. Inka Mülder-Bach; Ingrid Belke. Frankfurt/M. 2004, S. 9–256, bes. S. 245–256.

dem Kern eines Systems und seiner Peripherie besteht.«¹⁹ Es gebe hier einen Mechanismus, »aufgrund dessen automatisierte Strukturen des Kerns periodisch durch solche ersetzt werden, die an der Peripherie liegen.«²⁰ Lotman greift das auf und präzisiert:

Die Möglichkeiten, dass sich ein semiotisches System verändert, hängen von der Beziehung ab, die ein Kollektiv [...] zu ihm hat. D. h., dass ein bestimmtes semiotisches System nicht als einzig mögliches, sondern als eine unter potentiell vorhandenen Varianten aufgefasst wird. Eine derartige Beziehung ist nur möglich, nachdem man eine bestimmte Sprache mit einer anderen verglichen hat.²¹

Lotman spricht hier von einem inneren und einem äußeren »Polyglottismus«. ²² Dieser sei dafür verantwortlich, dass sich Systeme wandeln können, und ermögliche Entwicklung und Modernisierung; dies allerdings gerade nicht im Sinne einer Homogenisierung und Anpassung der Peripherien. Es geht dabei aber auch nicht um die Erfahrung einer Differenz zwischen dem Fremden und dem Eigenen, sondern vielmehr um den irritierenden Befund, dass sich Fremdes und Eigenes nicht ohne Weiteres separieren lässt.²³ Eine Reterritorialisierung von Narration und Kultur ist unmöglich.

Wenn man mit Lotmans Kulturtheorie behaupten will, dass sich das Entscheidende an den Grenzen tut, dann wird man sich mit der Funktion und Gestalt von Peripherien beschäftigen müssen. Dort nämlich geschieht durch die Transformation und Verarbeitung von Unterschieden – nicht durch deren aneignende Assimilation – so etwas wie Wandel, Innovation, Evolution. Lotman operiert mit den Begriffen von Peripherie und Zentrum. Anders als in anderen strukturalistischen oder auch systemtheoretischen Modellen werden dabei am Rand aber nicht Differenzen markiert, sondern Ähnlichkeiten ausgehandelt. Peripherie ist keine Trennlinie, sondern ein Gebiet; sie ist eher eine Zone als eine Grenze.

Dieses Modell kann noch abgewandelt und ergänzt werden durch eine verwandte Idee von Georg Simmel. Für Simmel sind nämlich die Räume der

19 Jurij M. Lotman: Dynamische Mechanismen semiotischer Systeme [russ. 1971]. In: ders.: Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kultur. Hg. von Karl Eimermacher, Kronberg 1974, S. 430–437, hier S. 430; ders.: Über die Semiosphäre [russ. 1984]. In: Zeitschrift für Semiotik, Bd. 12, Heft 4 (1990), S. 287–305; ders.: Universe of the Mind. A Semiotic Theory of Culture. London 1990.

20 Lotman 1974 (wie Anm. 19), S. 430.

21 Ebd.

22 Ebd., S. 431.

23 Vgl. dazu Anil Bhatti: Culture, Diversity and Similarity. A Reflection on Heterogeneity and Homogeneity. In: Social Scientist 37, Nr. 7–8 (Juli/August 2009), S. 33–48.

Aushandlung, des Überlebens nicht außen, am Rand, sondern mittendrin. Simmel spricht in diesem Zusammenhang von ›leeren Räumen‹, ›Grenzwüsten‹ oder auch von ›neutralen Räumen‹, die moderne Menschen um sich schafften.²⁴ Es ist eine »Sphäre von gegen andere geübten Reserven«. Diese Reserven – ›Reservate‹ des Alltags gewissermaßen – sind manchmal mitten in der Stadt: Cafés, Zeitungskioske, Bushaltestellen, Parks, Bahnhöfe, Flughäfen und Passagen. Niemandsland ist dort, wo man wenigstens zeitweise leben kann, ohne dass man beachtet wird.²⁵ Niemandsländer sind nach Simmel Räume, in denen sich gut verhandeln lässt.

Unter den vielfachen Fällen, in denen die Maxime: tu' mir nichts, ich tu' dir auch nichts – das Benehmen bestimmt, gibt es keinen reineren und anschaulicheren als den des wüsten Gebietes, das eine Gruppe um ihre Grenze legt; hier hat sich das Prinzip völlig in die Raumform hinein verkörpert.²⁶

In solchen stillen, vergessenen Räumen wird es möglich, über Lebensformen zu verhandeln; da muss man sich nicht verstehen und interpretieren, sondern sich nur tolerieren. Statt gegenseitigem Verständnis wird ›hermeneutische Abstinenz‹ gefordert.

Die Aushandlung von Ähnlichkeiten, der distanzierte Umgang mit demjenigen, den oder das man nicht verstehen kann und mag, ist für Simmel eine Bedingung modernen Lebens in der Großstadt. Die Forderung nach umfassendem Einverständnis ist dagegen nichts anderes als ein neurotischer Hang zur ›Tyrannei der Intimität‹.²⁷

24 Vgl. Georg Simmel: Über räumliche Projektionen sozialer Formen. In: ders.: Gesamtausgabe. Hg. v. Otthein Rammstedt. Bd. 7. Hg. v. Rüdiger Kramme u. a. Frankfurt/M. 1995, S. 201–220.

25 ›Überlebensstrategien‹ für die zerstreute und zerstreute Moderne, wie sie etwa von Georg Simmel oder Helmuth Plessner beobachtet werden, sind etwa die Immunisierung gegen Eindrücke, der Rückzug ins Innere oder die ›Verhaltenslehren der Kälte‹ (vgl. Helmuth Lethen: Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. Frankfurt/M. 1994). Vgl. dazu auch Dorothee Kimmich: Moralistik und Neue Sachlichkeit. Ein Kommentar zu Helmuth Plessners ›Grenzen der Gemeinschaft‹. In: Wolfgang Eßbach; Joachim Fischer (Hg.): Plessners ›Grenzen der Gemeinschaft‹. Eine Debatte. Frankfurt/M. 2002, S. 160–182.

26 Simmel: Über räumliche Projektionen (wie Anm. 24), S. 215.

27 Vgl. Richard Sennett: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität [engl. 1977]. Frankfurt/M. 1986.

III. Zurück in der Passage: »Denken durch die Dinge«

Die wütenden Angriffe in Kracauers *Lindenpassage* lassen sich vor diesem Hintergrund besser verstehen. Sie richten sich gegen politische, ethnische und philosophische Assimilationsformen, gegen einen Idealismus, den Kracauer als faschistisch bezeichnet, gegen die ideologische und architektonisch markierte Geste der Exklusion, gegen Homogenisierung von Lebensformen und von Geschichtsschreibung. Die Passage dagegen ist ein Ort des Überlebens, eine Zone, die – wenigstens für eine bestimmte Zeit – der Kontrolle und der Macht entzogen ist. Im Niemandsland lässt man sich in Ruhe: in Ruhe pornographische Bilder anschauen, in Ruhe nichts tun, in Ruhe schlendern oder träumen. Die Passage ist weder ganz öffentlich noch ganz privat und lässt sogar Intimes – Begegnungen, Blicke oder Treffen – zu, ohne dass man Sanktionen zu fürchten hätte.

In diesem relativ gewalt- und machtfreien Raum entwickelt sich darüber hinaus auch ein seltsames Verhältnis zwischen Menschen und Dingen. Ebenso wie bei Benjamin ist auch bei Kracauer der Kritik am Idealismus immer die Unzufriedenheit mit dem Materialismus marxistischer Provenienz beigemischt. Die Suche nach anderen Formen eines modernen Materialismus bleibt bei beiden ein unerreichtes Ziel.²⁸

Die Herausforderung eines Denkens, das die begriffliche Abstraktion zunächst aussetzt und sich vielmehr auf das Konkrete, das je Einzelne, eben das ›Ding‹ konzentriert, ist in Kracauers Werk an allen Stellen präsent. Das Dilemma zwischen »erlebter Vielfalt und Bedürfnis nach Zusammenhang«²⁹ zieht sich durch sein gesamtes Werk. Kracauers dabei formulierte Vorstellung einer ›Errettung der äußeren Wirklichkeit‹ oder seine Philosophie der ›vorletzten Dinge‹ ist erst in jüngster Zeit wieder auf zunehmendes Interesse gestoßen. Dabei ist deutlich geworden, dass Kracauer in philosophischer wie in ästhetischer Hinsicht eine ernstzunehmende Position entwickelt, die sich mit Konzepten von Benjamin, Bloch oder Ernst Cassirer berührt. Sein

28 Vgl. dazu Dorothee Kimmich: Kleine Dinge in Großaufnahme. Bemerkungen zu Aufmerksamkeit und Dingwahrnehmung bei Robert Musil und Robert Walser. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 44 (2000), S. 177–194; dies.: ›Wir sehen nur was uns anschaut.‹ Walter Benjamin und die Welt der Dinge. In: Barbara Straka; Detlev Schöttker (Hg.): Schrift, Bilder, Denken. Walter Benjamin und die Künste. Ausst.-Kat. Berlin 2004. Frankfurt/M. 2004, S. 156–167.

29 Michael Schröter: Weltzerfall und Rekonstruktion. Zur Physiognomik Siegfried Kracauers. In: Text + Kritik 68 (1980), S. 18–40, hier S. 24; Klaus Koziol: 28 Tiefgründiger Gedanke NR 8. Die Wirklichkeit als Konstruktion. Zur Methodologie Kracauers. In: Kessler/Levin 1990 (wie Anm. 10), S. 147–158.

spezifischer Realismus ist keineswegs ›wunderlich‹, wie Adorno mit kritischem Akzent noch in den 1960er Jahren bemerkte. Vielmehr ist er Teil eines komplexen Diskurses, der Ästhetik, Wahrnehmungs-, Gedächtnis- und Erkenntnistheorie mit Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie verbindet.³⁰

Während in den frühen 1920er Jahren bei Kracauer das Bedürfnis nach einer Heilung der allgemein wahrgenommenen Zersplitterung und Auflösung dominiert, nimmt im Laufe der Zeit die Skepsis gegenüber den immer unzulänglich bleibenden Systematisierungsversuchen unterschiedlichster ideologischer Provenienz zu. »Was bleibt, ist der Einspruch [...] gegen prätendierte Deutungen – und als letztes die vorläufige Hinwendung zum Einzelnen, Alltäglichen, Individuellen, das aus den herrschenden Interpretationen herausfällt und doch der Prüfstein jeder Interpretation wäre.«³¹

Kracauers unphilosophische Philosophie einer im Vorraum des Letzten auf die ›vorletzten Dinge‹ konzentrierten Erkenntnis vermeidet alle Fixierungen. Sie ist eher im Gegenteil darum bemüht – wie Kracauer gegen Ende seines Lebens mit Blick auf Erasmus festhält – ihre »Ideen sozusagen in flüssigem Zustand zu halten«³². Jenseits abstrakter Verfügung und unter Verzicht auf jegliche Letztbegründung geht es ihm darum, die Wirklichkeit in ihrer »Eigenbeschaffenheit«³³ in den Blick zu bekommen, was nur dann gelingen kann, wenn Erkenntnis als Denken »durch die Dinge [...], anstatt über sie hinweg«³⁴ vollzogen wird. Ein solches Denken lässt sich auf die Dinge in ihrer Konkretheit ein, ohne sich ihnen freilich zu überlassen. ›Denken durch die Dinge‹ kann als ein mimetisches Denken beschrieben werden, ein Denken, das sich von der sinnlichen Qualität der Erscheinungen affizieren lässt, doch weder konkretistisch in den Dingen aufgeht noch sich abstrakt über sie erhebt.

Es geht Kracauer dabei gerade nicht darum, die beiden Seiten, das Konkrete und das Abstrakte, zu versöhnen oder sich für jeweils eine zu entscheiden, sondern die »Gewohnheit des Denkens«³⁵ so zu korrigieren, dass

30 Vgl. dazu Dagmar Barnouw: *Critical Realism. History, Photography and the Work of Siegfried Kracauer*. Baltimore; London 1994.

31 Schröter 1980 (wie Anm. 29), S. 25.

32 Siegfried Kracauer: *Zwei Deutungen in zwei Sprachen* [1965]. In: ders.: *Werke*. Hg. v. Inka Mülder-Bach; Ingrid Belke. Bd. 5.4. Berlin 2011, S. 631–642, hier S. 637.

33 Siegfried Kracauer: *Prophetentum* [1922]. In: ders.: *Werke*. Hg. v. Inka Mülder-Bach; Ingrid Belke. Bd. 5.1. Berlin 2011, S. 460–469, hier S. 466.

34 Siegfried Kracauer: *Geschichte – vor den letzten Dingen* [engl. 1969]. In: ders.: *Werke*. Hg. v. Inka Mülder-Bach; Ingrid Belke. Bd. 4. Frankfurt/M. 2009, S. 210. Hervorhebung im Orig. Vgl. dazu Frank Grunert; Dorothee Kimmich (Hg.): *Denken durch die Dinge*. Siegfried Kracauer im Kontext. München 2009.

35 Kracauer 2009 (wie Anm. 34), S. 23.

diese Zwischenbereiche mit »ihrer besonderen Natur« als solche »eigenen Anspruchs« zu erkennen und zu begründen sind.³⁶ Es geht um ›Zwischenbereiche‹ des Denkens und Repräsentierens³⁷, um solche, die in einem speziellen Raum zwischen Wissenschaft und Kunst bzw. zwischen Imagination und Dokumentation zu finden sind. Die Rede ist von einer Diskursform, die sich sowohl gegenüber der philosophischen Abstraktion als auch gegenüber der empirischen Wahrnehmung und Aufzeichnung abgrenzt. Als Denken in Denkbildern vermittelt es unaufhörlich Abstraktion und Konkretion, und zwar im Bewusstsein unhintergebar Vorläufigkeit. ›Vorraum-Denken‹ nennt Kracauer diese Form von antinomischem Diskurs, der nicht ambivalent, sondern eher ›doppelt‹ sein will: Abstraktion und Konkretion müssen koexistieren, ohne dass eine Form der Aufhebung des einen in das andere je gelingen könnte.³⁸

Adorno hat dieses Anliegen immer mit einer Mischung von Verwunderung und Ablehnung betrachtet. Insbesondere die periphere Rolle, die das Subjekt dabei zugewiesen bekommt, und das so entstehende Verhältnis zu den Dingen haben Adorno befremdet. Den Roman *Ginster* findet er eigenartig, insbesondere, weil dort – wie er richtig konstatiert – die Grenze zwischen Subjekt und Objekt zu implodieren drohe. *Ginster* – so Adorno zwischen Bewunderung und Ablehnung hin- und herwechselnd – sei ein *roman philosophique*, in dem genau dieses Individuelle, dieses ›Unauflöslche‹, das paradoxerweise in Kracauers Text nichts als ein Loch sei, illustriert werde. Dabei werde dieser »Knoten der Individualität« nicht als etwas »Substantielles affirmativ hin[ge]stellt«, sondern »[v]ermöge der ästhetischen Reflexion wird das tragende Ich selbst relativiert«.³⁹

In seinem Essay mit dem seltsamen Titel *Der wunderliche Realist* konstatiert Adorno mit dem etwas herablassenden Widerwillen des großen Theoretikers, dass es Kracauers Ziel gewesen sei, sich mit dem Konkreten auseinanderzusetzen, also gewissermaßen an der Aufgabe der Philosophie vorbei zu arbeiten; seine Vorstellung von Philosophie sei es gewesen, sich »der be-

36 Ebd.

37 Vgl. ebd. sowie insgesamt die *Einführung zu Geschichte – vor den letzten Dingen*; ebd., S. 11–23.

38 Vgl. ebd. Die Idee eines Denkens im ›Vorraum‹ wird genauer verhandelt im letzten Kapitel von *Geschichte – vor den letzten Dingen*; ebd., S. 209–238.

39 Adorno 1981 [wie Anm. 14], S. 401. Adorno betont, dass es sich hier nicht um ein theoretisches Programm handle, sondern um ästhetische Praxis: »Ebenbürtig der Konzeption ist die Sprache. Mit ihrer unzählbaren Lust, Metaphern wörtlich zu nehmen, eulenspiegelhaft zu verselbständigen, aus ihnen eine Arabeskenrealität zweiten Grades zu stricheln, treibt sie Luftwurzeln weit in die Moderne hinein.« (Ebd., S. 402)

dürftigen Dinge, der schäbigen, verachteten, ihrem Zweck entfremdeten« anzunehmen, denn – so Adorno weiter – »sie allein verkörpern dem Bewußtsein Kracauers, was anders wäre als der universale Funktionszusammenhang, und ihnen ihr unkenntliches Leben zu entlocken, wäre seine Idee von Philosophie.«⁴⁰

Möglicherweise hätte Kracauer dieser kritischen Diagnose sogar zugestimmt. Wie eine solche Philosophie auszusehen hätte, hat er schließlich immer wieder und in verschiedenen Formulierungen vorgeführt. Kracauer weist mehrfach darauf hin, dass das phänomenale Bewusstsein eine Dichte des Bestimmtseins vergegenwärtigt, die mit begrifflichen Mitteln nicht reproduzierbar ist. Martin Seel formuliert diesen Gedanken heute mit ähnlichen Worten: »Die phänomenale Präsenz von Objekten und Ereignissen übersteigt das Vermögen ihrer deskriptiven Erfassung [...].«⁴¹ Die Erkenntnis *und* Repräsentation der Nichtidentität der Sache mit dem Begriff ist dabei für Kracauer nicht nur irgendeine Leistung der Dichtung und Literatur, sondern dies ist gewissermaßen seine Definition von Kunst – und eben auch die von Geschichte und Geschichtsschreibung.

Der Historiker, so Kracauer in *Geschichte – Vor den letzten Dingen*, lebt im »fast vollkommenen Vakuum der Exterritorialität«, dem wahren »Niemandland«.⁴² »Nur in diesem Zustand der Selbstauslöschung oder Heimatlosigkeit kann der Historiker mit dem Material, das ihm am Herzen liegt, vertraulich verkehren.«⁴³ ›Selbstausslöschung‹, *Self-effacement* als Exterritorialität gedacht, ist die Bedingung für die Kommunikation mit dem Material. Diese verlangt keine Interpretation, sondern gerade hermeneutische Abstinenz, sie »kommt einer Art aktiver Passivität seitens des Historikers gleich. Er muß [...] sich treiben lassen und die verschiedenen Botschaften, die zu ihm dringen, mit allen angespannten Sinnen aufnehmen.«⁴⁴ Der Historiker ist ein Passagen-Wanderer und die Passage ist das, was es eigentlich nicht gibt, eine Passerelle, eine *interzone*, die quer zu Raum und Zeit liegt.

Das ästhetische Verfahren der Verfremdung und die biographische Erfahrung der Fremdheit im Exil bilden sich gewissermaßen aufeinander ab,

40 Ebd., S. 408.

41 Seel 2006 (wie Anm. 11), S. 186.

42 Kracauer 2009 (wie Anm. 34), S. 95.

43 Ebd., S. 96. Kracauer zitiert dort Schopenhauer, um die besondere Form der Betrachtung zu illustrieren: »Vor ein Bild hat Jeder sich hinzustellen, wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und was es zu ihm sprechen werde; und, wie jenen, auch dieses nicht selbst anzureden: denn da würde er nur sich selber vernehmen.« (Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung, zit. ebd., S. 96 f.)

44 Ebd., S. 97.

allerdings gerade nicht im Sinne einer fatalen Situation, sondern vielmehr als Beschreibung der genuinen Position des Wissenschaftlers, Historikers und auch Künstlers: »Die Geschichte gleicht der Photographie unter anderem darin, daß sie ein Mittel der Entfremdung ist.«⁴⁵ Damit sind wir in der Lindenpassage zu den ›vorletzten Dingen‹ gelangt: Die Lindenpassage, so stellen wir fest, ist der Ort, an dem sich die vorletzten Dinge verstecken.

Kracauer verweist in seinem Passagen-Text ausdrücklich auf das Projekt seines Freundes und Kollegen Walter Benjamin. Auch bei Benjamin steht die Passage für die Kreuzung und Aufhebung von Raum und Zeit: Nur an einem Nicht-Ort wie der Passage werden ›Zeiträume‹ konserviert und aufbewahrt. Präziser als Benjamin es formuliert, kann Kracauer allerdings zeigen, in welcher Weise die Passage nicht nur eine historische Zwischenzeit markiert, sondern auch einen Raum generiert, in dem eine bestimmte Haltung, eine Form des Wissens, besser: ein ›Habitus des Erkennens‹ entsteht. Die Passage ist bei Kracauer weniger der Ort der Historie als vielmehr der des Historikers und damit auch der des Exilanten, des Simmel'schen Großstadtaristokraten und aller anderen Freunde der vorletzten Dinge.

Anders als bei Benjamin sind es gerade nicht die eigentlich funktionslos gewordenen Sammlerstücke, die den Passagenbummler faszinieren, sondern vielmehr die Dinge, die immer schon die »Vorboten ihres Endes«⁴⁶ sind. In dieser Zeitschleife finden sich Dinge, die uns gestern, heute und für immer gehören. Sie sind es, die in der Passage »verkannt und entstellt funkel[n]«⁴⁷. Sie gehen nicht auf in der Ordnung chronologischer Zeit. Von Kracauer werden die ›schabigen‹ Dinge nicht als Träger von Erinnerung beschrieben, sondern als Wiedergänger. Sie sind nicht Zeichen für Vergangenes, sondern vielmehr Zeugen dafür, dass die Vergangenheit gar nicht vergangen ist: »Die Welt übersteigt unsere geistigen Fähigkeiten auf eine mal erstaunliche und mal erschreckende Weise. [...] wir können uns weder theoretisch noch ästhetisch die Beruhigung verschaffen, dass alles, was es gibt, in unsrer oder sonst einer Ordnung ist.«⁴⁸

»Wir selber begegneten uns als Gestorbene in dieser Passage wieder«⁴⁹: Die Niemandsländer mitten in der Stadt erweisen sich als die Peripherien unserer Ordnungen, als diejenigen Stellen, an denen das gewohnte Raumzeitgefüge knirscht. Sie übersteigen die Verstehbarkeit, verhindern aber nicht die

45 Ebd., S. 12f.

46 Kracauer 2011 (wie Anm. 1), S. 399.

47 Ebd.

48 Seel 2006 (wie Anm. 11), S. 189.

49 Kracauer 2011 (wie Anm. 1), S. 399.

Begehbarkeit. Ihre ›zentrale Randlage‹ verlangt entspannte Aufmerksamkeit, zurückgenommene Präsenz, gelassene Heimatlosigkeit, kindliche Neugier und vor allem Furchtlosigkeit. Kein Wunder, dass nicht alle gerne durch Passagen gehen: Ein guter Historiker – in Kracauers Sinne – wird also nur, wer keine Angst vor der eigenen Sterblichkeit hat.